

## REZENSIONEN / BOOK REVIEWS

### Axel Föllner-Mancini

Rezension **Peter Heusser**: *Anthroposophische Medizin und Wissenschaft. Beiträge zu einer integrativen medizinischen Anthropologie.* (Habilitationsschrift). Mit einem Geleitwort von Eckhart G. Hahn. Stuttgart: Schattauer, 2011

*Einleitung: Vom Bedarf nach integrativen Ansätzen in der Wissenschaft*

In einigen durch Diversifizierung geprägten wissenschaftlichen Bereichen regt sich ein neues Interesse für integrative Konzepte und Forschungsstrategien. Das mag zum Teil damit zu tun haben, dass selbst größere Systeme kaum noch eine einheitliche Disziplin darstellen, sondern sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in hoch spezialisierte Fachrichtungen aufgespalten haben. Die Frage nach den Gegenstandsbereichen solcher Wissenschaften kann dann virulent werden und Methodendiskussionen auslösen, die zum Teil als überwunden galten. Ein Beispiel dafür ist die Psychologie. In dem lesenswerten Beitrag „Braucht die Wissenschaft der Psychologie den Begriff der Seele?“<sup>1</sup> zeichnet Wolfgang Mack die Entwicklungslinien dieser Disziplin von den antiken Ursprüngen bis in die Gegenwart nach und zeigt, wie ein Forschungsprogramm auch dann weiter betrieben werden kann, wenn es seinen zentralen, Namen gebenden Begriff *psyché* (Seele) im Sinne einer erforschbaren Entität längst aufgegeben hat. Allerdings hat das Konsequenzen. Im Falle der Psychologie steht dann nicht mehr ein geschichteter Strukturzusammenhang des Psychischen im Fokus, wie einst durch die aristotelische Seelenkunde angeregt, die gleichermaßen eine funktionelle biologische Organisationstheorie wie auch eine Geistlehre (*nus pathetikos, nus poietikos*) beinhaltete.

1. Wolfgang Mack (2007). Braucht die Wissenschaft der Psychologie den Begriff der Seele? *e-Journal Philosophie der Psychologie*, (S.1-33)

Der Verlust des Strukturzusammenhangs, mit dessen Hilfe die unterschiedlichen Ebenen menschlicher Existenz oder überhaupt der Existenz von Lebewesen beschrieben werden könnte, scheint gleichbedeutend mit dem Verlust des Einheitgebenden in dieser Wissenschaft zu sein. Deshalb wird das *Einheitgebende der Psychologie* heute eher in einem methodischen Ansatz gesucht, welcher die oben angedeutete Diversifizierung widerspiegelt:

„Eine wichtige integrative Klammer der Psychologie ist ihr methodologisches Selbstverständnis, das im Großen und Ganzen als pluralistisch anzusehen ist.“ (Mack, ebd., S. 19)

Das hat auch für das Selbstverständnis von Psychologen Folgen:

„An der Grundlagenforschung orientierte Psychologen sehen sich (...) gerne als Kognitions-, Neuro- oder Biowissenschaftler, andere verstehen sich eher als Sozial-, Kultur- oder Humanwissenschaftler, wieder andere definieren sich primär durch die Anwendung mehr oder weniger gut gesicherter psychologischer Erkenntnisse.“ (Mack, ebd.)

Auf Dauer scheint allerdings diese Art der „integrativen Klammer“ nicht weiter zu führen, denn am Ende von interdisziplinären Kooperationen steht unweigerlich das Problem der zusammenführenden Interpretation: Was bedeuten z.B. Aussagen der Neurowissenschaft in Bezug auf die psychische Integrität und Autonomie des Menschen? Nimmt man allein die fachlichen Auseinandersetzungen in diesem Grenzgebiet, dann zeigt sich, dass Integratives nicht „von sich aus“ entsteht. Integrative Konzepte des wissenschaftlichen Arbeitens setzen vielmehr Begriffsbildungen voraus, welche die Eigenart ihres Gegenstandsbereichs berücksichtigen und die bei der Übertragung der entsprechenden Begrifflichkeit auf andere Gegenstandsbereiche größte Vorsicht walten lassen.<sup>2</sup> Weil die Psychologie

2. Dass ein solcher methodologischer Grundsatz von der Neurowissenschaft und ihren Nachbardisziplinen nicht selten missachtet wird - was teilweise zu absurden Ergebnissen führt - hat Daniel Brandt beschrieben: *Das Noumenon Gehirn. Von der Abgründigkeit der Hirnforschung, e-Journal Philosophie der Psychologie* (2006), S. 1-22. Siehe dazu auch ausführlich Johannes Wagemann (2010). *Gehirn und menschliches Bewusstsein. Neuromythos und Strukturphänomenologie*. Aachen: Shaker

für ihre Auffassung von der menschlichen Persönlichkeit auf empirische Teilaspekte des Psychischen rekurriert, die aus unterschiedlichen Gegenstandsbereichen gewonnen werden und eine integrierende Sichtweise vermissen lassen, wird der Ruf nach einer Neubesinnung nachvollziehbar. Mack führt stellvertretend für dieses Vorhaben die Reaktualisierung des aristotelischen Seelenbegriffs an und zeigt, dass dieser Ansatz einem modernen, biologisch fundierten Psychofunktionalismus nahe steht und durchaus geeignet erscheint, die höheren kognitiven Fähigkeiten des Menschen zu integrieren. Anhand einer Studie von Kathleen Wilkes<sup>3</sup> zeigt Mack die Möglichkeiten auf, welche sich bei der Besinnung auf einen monistischen Denkansatz ergeben:

„Als erstes betont sie [K. Wilkes; AFM] die integrative Funktion des Begriffs *psyché* für alle Verhaltens- und Neurowissenschaften. Verdauung, ob bei Mäusen oder Menschen, sei genauso eine psyché-logische Funktion wie die Fähigkeit der Vorstellung. Sie weist darauf hin, dass dieser Begriff es fordere, psychische Funktionen als zusammenhängend zu verstehen und hinsichtlich ihrer Integration im Verhalten und Handeln zu untersuchen. Das zeige sich am Beispiel der sensu-motorischen Kontrolle, da man hier nicht Wahrnehmung und Bewegung im Sinne von angepasstem Verhalten oder auch absichtlichem Handeln trennen könne.“ (Mack, a.a.O., S. 22)

Im Zuge der Aufklärung, namentlich durch Descartes, kam es zu einer Überbetonung der „Denkseele“, als des Quells aller Reflexion. Damit war die bis ins Mittelalter – zuletzt durch Thomas von Aquin – rezipierte aristotelische Psychologie obsolet geworden, was u.a. bedeutete, dass ein Verständnis der körpernahen psychischen Funktionen verloren ging und einer dualistischen Bewusstseinstheorie Vorschub leistete:

„Die Psychologie wurde daher zur Wissenschaft des Bewusstseins und der Innerlichkeit, und es brauchte eine Weile, bis man z.B. es wieder geradezu als neue Erkenntnis propagierte, dass der Geist verkörpert sei. Es sind solche ‚Neuerkenntnisse‘, die Wilkes recht geben, dass die biologisch orientierte Psychologie *de facto* in wichtigen Zügen aristotelisch ist.“ (Mack, ebd.)

Zum Schluss führt Wilkes (nach Mack, S. 23)

eine der vielleicht fruchtbarsten, aber noch wenig ausgeschöpften Potenziale des aristotelischen Monismus an. Es ist das hierarchische Kontinuum von Funktionszusammenhängen, die von der Zellebene bis zur Ebene des Denkens reiche und mittels der *forma-materia-Relationen* gestaltet werde. Was jeweils Form oder Stoff ist, hängt auch von der jeweiligen Erkenntnisperspektive ab. Das lässt sich an beliebigen, z.B. anorganischen Gebilden, demonstrieren:

„A brick is ‘form’ relative to straw and mud (its matter – even so, straw and mud are themselves low-level substances); but the brick is ‘matter’ relative to a wall, which ‘forms’ the bricks but which is itself in turn ‘matter’ for the building; and the building, once it is used for occupation, is the ‘matter’ which is ‘formed’ into a house. Whether something is considered *qua* form or *qua* matter is a function of a description under which it is put. Dualism is out of the question in this picture.“ (K.V. Wilkes, a.a.O., S. 111)

Wendet man die dynamische Relation von Stoff und Form z.B. auf einen kognitiven Vorgang an, dann könnte dies ungefähr so aussehen: Eine beliebige Sinneswahrnehmung X sei das Material für einen Erkenntnisvorgang. Da die Wahrnehmung als uninterpretierte Wahrnehmung reiner Stoff bleibt, benötigt sie eine Form, mit der sie gedeutet wird. Diese Form ist die begriffliche Fassung, die mittels der kognitiven Funktion des Denkens erzeugt und erstes Ergebnis des Erkenntnisvorgangs wird. Die begriffliche Festlegung: „Die Sinneswahrnehmung X ist unter einem Deutungsgesichtspunkt a` = A“ kann aber im nächsten Schritt zur *materia* einer nun umfassenderen Deutung (b´) werden, was einer erneuten Formgebung (B) entspräche. Weil sich das Ganze als psychischer Vorgang abspielt, der Aktivität erfordert, sind mit dieser Beschreibung gleichwohl die Konstituentien erfasst, die den kognitiven Vorgang ermöglichen. Hervorzuheben ist hier noch ein Detail: auf der Ebene der bloßen Sinneswahrnehmung X kann nicht vorhergesagt werden, in welche Formen (Deutungen) X einmal eingebettet sein wird. Dies ist nur möglich auf der Ebene prinzipieller Formgebung, d.h. die Entstehung eines A oder B ist nicht aus X allein erklärlich, sondern benötigt stets den Zugriff auf die

3. Kathleen V. Wilkes (1992). *Psyché versus the mind*. In: Martha C. Nussbaum & Amelie O. Rorty (Hg.). *Essays on Aristotle's De Anima*. Oxford University Press: Clarendon paperbacks, S. 109-128.

Sphäre der *forma*.<sup>4</sup>

### *Anthroposophische Medizin und Wissenschaft*

Der Wert integrativer Denkansätze für eine Wissenschaft ergibt sich also – gemäß dem oben Dargestellten – durch die qualitative Verhältnisbildung zwischen dem oder den Gegenstandsbereichen und den ihnen angemessenen Erkenntnismethoden. Ein bloßer „Pluralismus“ angewandter Methoden, wie in der Mainstream-Psychologie gefordert, führt eher zu Aporien denn zu wirklichkeitsgemäßen Ergebnissen.

Das sieht auch Peter Heusser so, der im Ausgangspunkt seiner Habilitationsschrift einen Trend zur integrativen Medizin anführt, der insofern pragmatisch sei, als z.B. komplementärmedizinische Verfahren vornehmlich auf ihre Erfolge hin geprüft würden. Für Heusser – seit 2009 Inhaber des Lehrstuhls für Medizintheorie, Integrative und Anthroposophische Medizin an der Universität Witten/Herdecke – sollte dieser Trend durch eine „konzeptionelle Integration“ (Einleitung, S. 7) fundiert werden. Dabei treffen naturgemäß erst einmal sich ausschließende Erklärungsmodelle aufeinander. Die Schulmedizin operiert vornehmlich mit molekularbiologischen, biochemischen und neurophysiologischen Figuren, die kausal verkettet sind; die Komplementärmedizin bedient sich eines mehrschichtigen anthropologischen Modells; in ihm kommen neben physiologischen auch seelische und geistige Prozesse zur Geltung, Gesundheit und Krankheit stehen hier im Kontext einer „Sinnstruktur“, die biografisch zum Ausdruck kommen kann. Diese Mehrschichtigkeit der menschlichen Existenz wird vom Autor einerseits im Rahmen der anthroposophischen Geisteswissenschaft R. Steiners (1861–1925) entwickelt und andererseits in stetiger Diskussion mit den Ergebnissen und

4. „Die Eigenschaften einer Nervenzelle ergeben sich nicht ausschließlich aus den Makromolekülen, die sie aufbauen. Da die psychischen Funktionen nicht auf materielle Prozesse reduziert werden können, gibt es nicht nur Ding- und Geschehniskategorien, sondern die Kategorien Lebewesen und Person. Dies zeigt sich daran, dass man nicht einfach von psychischen Prozessen wie Erlebnissen und Körperprozessen reden kann, ohne zu unterscheiden, von wessen Körperprozessen und wessen Erlebnissen die Rede ist. Die Person kann nicht weggedacht werden, denn Wegdenken können nur Personen. Bewusstseinserebnisse, Gedanken auf der einen Seite und körperliche Prozesse auf der anderen sind komplementär, aber inkommensurabel, sie können nicht auf ein gemeinsames Maß gebracht werden und sind daher kategorial verschieden.“ (W. Mack, a.a.O., S. 25)

Modellen der Naturwissenschaft gebracht. So entsteht ein wechselseitiges Reflexionsgeschehen, innerhalb dessen zum Teil völlig neue Sichtweisen auf Bekanntes entfaltet werden.

Heusser stellt an den Anfang seiner Ausführungen eine Analyse der Begriffszusammenhänge *Wirklichkeit – Gesetzmäßigkeit – Denken – Erkennen – Objektivität* und bindet diese in den epistemologischen Zusammenhang ein, den Steiner im Zuge seiner philosophischen Auseinandersetzungen (insbesondere mit dem Neukantianismus) entwickelte. Dabei wird die Dignität des Denkens herausgestellt – jener Tätigkeit, die im besten Sinne einen „Selbststand“ beanspruchen kann, der auch dann nicht verloren geht, wenn sich das Denken dem ihm „Fremden“ – den Wahrnehmungsinhalten zuwendet. Diese vermag das Denken zu untersuchen, an ihnen kann es die Gesetzmäßigkeiten (Begriffszusammenhänge) entdecken, welche die Erscheinungen der uns umgebenden Welt ausmachen. Das Denken richtet sich aber nicht nur auf die sinnlichen Erfahrungsinhalte aus, es ist auch in der Lage, seine eigene Wirksamkeit und Logizität in den Blick zu nehmen. Indem sich das Denken selbst zum Gegenstand einer denkenden Betrachtung macht, kann hier ebenfalls von „Empirie“ gesprochen werden. Im Sinne Steiners sind Untersuchungen des Denkens, die auf dem Boden des Denkens unternommen werden, deshalb keine Spekulationen, sondern empirisches Forschen. In welchem Gebiet die Empirie auch immer anhebt: „im objektiven Zusammenstimmen von Gesetz und Erscheinung (ist) objektive Erkenntnis erreichbar.“ (Heusser, S. 40)

Der Autor wendet die erkenntnistheoretischen Prämissen seines an Steiner und Goethe orientierten Ansatzes sodann auf unterschiedliche naturwissenschaftliche Felder an. Heusser greift typische Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten in Physik, Chemie und Biologie auf, führt ihre meist auf einem reduktionistischen Ansatz verbleibenden theoretischen Erklärungen an und konfrontiert sie anschließend mit einer alternativen Sichtweise. Er unternimmt die Neuinterpretation, indem er Phänomene und Gesetzmäßigkeiten erst sorgfältig auseinander hält und dann neu aufeinander bezieht. Am Beispiel des Kochsalzes sei dies kurz erläutert. Chlorgas und Natrium sind die Ausgangssubstanzen dessen, was als chemische Verbindung NaCl ist. Das, was die spezifische Qualität von Kochsalz ausmacht, ist gemäß dem Molekularmodell ein von den kleinsten Entitäten – den Atomen und

Molekülen - ausgehender Aufbauprozess, welcher in der Zusammenführung eben das qualitative NaCl ergeben soll. Nun sprechen jedoch die Phänomene eine andere Sprache, denn weder aus dem isolierten Chlorgas noch aus dem amorphen Natrium lassen sich vermittels der molekularen Strukturen Vorhersagen über die Substanz Kochsalz ableiten. Dieses emergiert als neue Qualität mit einer neuen (chemischen) Gesetzmäßigkeit. Die chemische Verbindung NaCl ist nicht auf die Strukturen der Einzelbestandteile reduzierbar.

„Man nennt dieses Neuaufreten von Erscheinungen *Emergenz* (*emergere*: lat. für auftauchen, hervorkommen, sich zeigen), d.h. das spontane Auftreten von Phänomenen oder Strukturen auf der höheren Ebene eines Systems auf der Grundlage des Zusammenspiels seiner Elemente, wobei sich jedoch die emergenten Eigenschaften der höheren Systemebene *nicht* auf die Eigenschaften der Elemente als solche zurückführen lassen (Stöckler, 1991). Das gilt für alle Ebenen eines Systems.“ (Heusser, S. 59)

Auch Peter Heusser aktualisiert für seine Untersuchungen einen aristotelischen Denkansatz (hier nicht die *anima*, sondern den allgemeinen Substanzbegriff), der ebenfalls durch die dynamischen Bildeaspekte Stoff und Form (Gesetzmäßigkeit) ausgezeichnet ist. Gleichzeitig wird das epistemologische Kontinuum deutlich, dass zwischen Aristoteles und Steiner zu bestehen scheint und das der Autor fruchtbar zu machen versucht:

„Der aristotelische Substanzbegriff ist also unabhängig von der `hierarchischen Position` einer Substanz in Bezug auf die ihr untergeordneten und gleichzeitig in ihr aufgehobenen Substanzen. Auf jeder hierarchischen Ebene ist die reale Substanz eine `einfache` Erscheinung; die `Komplexität` der in ihr aufgehobenen Substanzen ist buchstäblich verschwunden, und das Gesetzmäßige dieser Substanz ist nicht das Gesetz der in ihr aufgehobenen Elemente, sondern der *konkret vorliegenden Erscheinung*. Diese ist gewissermaßen die `Anschauungsform` ihres Gesetzes, das als solches freilich nur dem Denken zugänglich ist. Dieser Substanzbegriff entspricht so auch dem in Steiners Erkenntniswissenschaft deutlich gemachten Verhältnis von Anschauung und Begriff.“ (Heusser, S. 67)

Ausgehend von anorganischen Phänomenen wird das holistische Substanz-, System- und Ursachenverhältnis auf die Molekularbiologie und den Organismusbegriff angewendet (vgl. S 121).

In Bezug auf den Emergenzgedanken geschieht hier prinzipiell das Gleiche: der Organismus verwirklicht sich als emergente Einheit „von oben“ und benötigt dazu die entsprechenden Bedingungen der vergleichsweise unteren Ebenen (ebd., S. 121). Der moderne emergenztheoretische Ansatz scheint damit geeignet, dem Typusbegriff, den Goethe anhand präziser Beobachtungen der organischen Natur (z.B. an der Metamorphose der Pflanze) entwickelte, ein gediegenes Fundament zu geben. Zugleich stärkt er die kritischen Positionen, welche den neurobiologischen Reduktionismus („mentale Funktionen resultieren aus Gehirnprozessen“) zurückweisen: Geistige Aktivität setzt eine Person, ein Ich voraus, das seinerseits biologische Bedingungen benötigt, um diese geistige Aktivität zum Ausdruck zu bringen (S. 163).

Auch in den weiteren Kapiteln verfolgt Heusser konsequent das Ziel, die in den jeweiligen Phänomenbereichen feststellbaren Gesetzmäßigkeiten im Sinne wirksamer Gestaltungskräfte zu verstehen und diese auf ihre Realisierungsbedingungen zu prüfen. Die Methode gewinnt dabei Profil und wird gleichsam „getestet“. Zugleich ergibt sich ein interessanter kulturwissenschaftlicher Ausblick; denn klassische Denkansätze wie der aristotelische Substanzbegriff oder Goethes Typus erweisen eine erstaunliche Produktivität, wenn sie mit heutigen, neu erschlossenen Phänomenbereichen und Begriffsbildungen in Kontakt treten. Auch fast vergessene Denker wie Immanuel Hermann Fichte (1796 – 1879) oder auch der schweizerische Arzt und Philosoph Troxler (1780 – 1866) können, wie Heusser zeigt, in manchen Aspekten methodisch integriert werden. In gewisser Weise nahmen sie gar wichtige Elemente eines spirituell erweiterten Menschenbildes vorweg.

Die von Steiner entwickelte Anthroposophie erweist sich als vielfältig vernetzt mit den großen humanistischen Traditionen der Kultur. Heusser gelingt es, vor allem die damit verbundenen *methodologischen Einsichten* für ein neues, integratives medizinisches Denken fruchtbar zu machen.